

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur

Deutschen Rundschau

Nr 177.

Bydgoszcz / Bromberg, 6. August

1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von Adolph Johannes Fischer.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Kampf am Portal,“ spricht der Apparat, „fünf Tote, siebzehn Verletzte.“

„Von unseren Leuten?“ frage ich.

„Nein, antwortet die Stimme und berichtet weiter, in kurzem Telegrammstil: „Mißlungener Versuch, sich einzuschleichen. Maske des Direktors 27, falsches Stundenkenntwort! Draußen verbrecherische Hilfstruppen zur Verhinderung der Verhaftung. Polizeigeheft, Explosion, Bombe war offenbar für herinnen bestimmt. Schon alles erledigt.“

„Großer Schaden am Gebäude?“ frage ich in den Meldber.

„Marmor und Glas“, tönt es zurück. „Alles an der Fassade, nichts Konstruktives! Schaden vielleicht eine halbe Million — zu Lasten der Versicherung.“

„Danke, Schluß.“

Ich wende mich nochmals zu German May, der unter dem Portal mit funkelnden Pantheraugen die Nachricht angehört hat.

„Ein recht törichter Versuch, German May, finden Sie nicht?“

„Fürchtbar altmodisch, Herr Jansen! Nochmals, schlafen Sie recht gut!“

Ich bin noch keine drei Schritte weit, da stürzt German May wieder herein, gefolgt von Viktor.

„Jansen?“ ruft er, „ach! wo habe ich nur meinen Kopf gehabt! Ich habe ja das Wichtigste vergessen! Nein, nein, es ist noch so vieles zu besprechen! Ich habe Ihnen noch gar nicht alles gesagt! Oh — ich fürchte, Sie selbst, Jansen, Sie nehmen die Sache zu leicht!“

„Ich nehme nichts leicht! Doch bitte, setzen wir uns noch einmal!“

„Sagen Sie,“ beginnt German May, „kann ein bloßes Gerücht eine solche Baufest inszenieren, wie wir sie soeben erlebt haben?“

„In diesem Ausmaß: kaum.“

„Also gründet sich die Kontermine auf Tatsachen. Das heißt: Man kennt meine Erfindung. Glauben Sie, daß noch jemand gleichzeitig auf meine Idee verfallen ist?“

„Fälle einer solchen Duplizität des Entdeckens gibt es! Man hat versucht, die Erklärung dafür mit einer gewissen telepathischen Wirkung der Erfindergehirne aufeinander zu begründen. Aber hier spricht der Tod Ihres Bruders Stefan eine sehr deutliche Sprache. Es liegt zweifellos Diebstahl der Pläne vor.“

„Demnach wissen die Leute, die gegen den Ultrast kämpfen, auch alles?“

„Vermutlich! Besser gesagt — gewiß!“

„Oh, oh! Dasselbe denke ich auch.“

„Wenn es dem Natas-Ultrast möglich war, die Sache zu erfahren“, erwidere ich, „war es natürlich auch anderen Leuten möglich. Der Verräter, der in irgendeiner Ihrer sieben Banken Ihre Pläne und Ihr Modell gesehen hat

— er hat wohl alles photographiert —, dieser Spion hat eben nach mehreren Richtungen Offerte gestellt und ein mehrfaches Geschäft gemacht.“

„Ganz meine Schlüsse, Herr Jansen“, stammelt der Alte mit dem Ausdruck höchster Verwirrung. „Aber . . . und deswegen bin ich zu Ihnen zurückgekehrt . . . aber dann . . .“ Die Erregung schlägt German May die Rede . . . „Dann ist es ja . . . für mich . . . zu spät! . . . Es handelt sich vor allem doch um die Patente in allen Staaten! Die muß ich haben, ehe ich meine Akkumulatoren in die Welt werfe, sonst tut dies ein anderer! Ach, und jetzt tut dies wirklich ein anderer! Jetzt ist es wirklich zu spät!“

„Warum sollte es zu spät sein?“ frage ich ruhig. Mich dauert der arme, alte Mensch, dessen Nerven sich in einem schrecklichen Zustande befinden.

„Jene haben vor mir einen Vorsprung von einem ganzen Tag.“

„Wie? Ich glaube nicht, daß sie einen Vorsprung haben. Wann haben Sie Ihre Pläne in die Safes gegeben?“

„Gestern brachte sie Stefan hin. In der Zeit . . . zwischen vierzehn und fünfzehn Uhr.“

„Nun also: Nehmen wir an, der Einblick des Bankspions ist nach Bureauausfluß erfolgt, früher war es kaum möglich, selbst wenn der Mann der Direktor der Bank selber ist — also ehestens nach neunzehn Uhr. Durchsicht, Photoaufnahme, das alles hat Zeit gebraucht. Sagen wir also: Zwanzig Uhr! Übrigens, die Stunde des Mordes, der Beginn des Börsenkampfes sagen uns ja alles: Dreiundzwanzig Uhr! Demnach können auch die Patentämter erst um diese Zeit angesprochen worden sein.“

„Ja, ja, Herr Jansen“, wehklagt der Alte. „Aber wir! Wir! Sie sind uns zuvorgekommen! Ach, sie sind uns zuvorgekommen!“

Jetzt erst erfasse ich, daß German May einem Teil meiner Anordnungen nicht gefolgt ist.

„Auf keinen Fall, German May“, sage ich so, wie man zu einem Kranken spricht. „Ich habe doch neben Ihnen die Patente in allen Staaten noch gestern für uns sichergestellt.“

„Oh“, seufzt er — es sieht aus, als sinke er in sich zusammen, „oh, das haben Sie tatsächlich getan?“

„Neben Ihnen!“

„Aber ich habe doch gar nichts davon gehört?“

„Vielleicht fiel es Ihnen nur nicht auf, bei uns geht alles einfach. Es muß so sein. Ich rief in diesen Sender: „Patentanmeldung, starfen Kleinakkumulator, Datum noch vom gestrigen Tage!“ Das genügt zur vorläufigen Sicherstellung für uns.“

„Aber!“ Der Greis sieht mich dankerfüllt an. „Das ist ja fabelhaft!“

„Und“, fahre ich fort, „ich glaube nicht, daß noch irgend eine Firma der Welt so verläßliche, auf der ganzen Erde organisierte Arbeitskräfte hat, wie wir. Sehen Sie, diese Uhr — eine kleine Weltkarte. Die zwölf weißen und die zwölf schwarzen Meridianstriche zeigen die augenblickliche Zeit in allen Hauptstädten. Sie können mit einem einzigen Blick ablesen, wie spät es jetzt wo immer ist. Die Patentämter der Länder auf der dunklen Seite haben jetzt geschlossen. Auf einer Hälfte der Kugel ist Ihr Patent noch

stern eingetragen worden. Dort, wo die Sonne erst auf-
gehen wird, erscheint jedesmal pünktlich als erster bei Er-
öffnung des Patentamtes ein Vertreter unseres Hauses.
Dafür kann ich Ihnen garantieren. Niemand wird uns
überholen."

"Ich danke Ihnen, Herr Jansen!" Der kleine Kreis
schüttelt seine Hände in verzückter Begeisterung. Dabei
stehen Tränen in seinen Augen. "Ach, Stefan!" flagt er,
"ach, daß nur Stefan es nicht mehr erleben konnte! . . .
Und . . ." fragt er dann plötzlich, ". . . Sie brauchen natür-
lich auch meine Pläne?"

"Gewiß. Die müssen wir schnell überallhin mit dem
Wellenfender nachliefern. Je schneller, desto besser! Aber
vor sieben Uhr werden Sie in keines Ihrer famosen Bank-
safes hineingelassen werden, um die Papiere zu holen."

"Kann ich vielleicht in hier — jetzt — nochmals alles
skizzieren? Ich glaube, in einer halben Stunde bin ich fer-
tig. Ich habe alles im Kopf."

"Ausgezeichnet!" rufe ich erfreut. "Viktor wird Ihnen
sofort ein Arbeitszimmer zeigen, gleich nebenan. Dort sind
Sie ungeführt und sicher. Auch in die Cafes dürfen Sie um
sieben Uhr früh keinesfalls selber gehen. Wir besorgen
es."

"Ja, ja, es wäre gefährlich!" murmelt German May.
"Ich habe Ihnen ja noch nicht einmal alles erzählt. Als
ich die Erfindung fertig hatte und sah, daß sie stimmte,
wußte ich sofort, welche ungeheure Konsequenzen für die
Weltmarktlage, welche Unwägungen aus ihr erwachsen
würden, und was mir drohen könnte. Ich verbarg mich zu-
sammen mit meinem Bruder, drei Wochen hindurch, um
die Dauer der kleinen Stromfender auszuprobieren. Bis
dorthin schienen wir noch in Sicherheit zu sein. Aber seit
diesem letzten Abend — nach der Deponierung in den Cafes
— etwa von einundzwanzig Uhr an — Sie haben es ganz
genau erraten, Herr Jansen — schien es uns, als würde
unser Zufluchtsort, unser Versteck, von Deuten umschlichen,
die — oh, es war unheimlich! Wir verriegelten unsere Woh-
nung, schlossen alle Fenster — schließlich litt es Stefan nicht
mehr bei mir. Er kam auf die Idee, die Sache Ihrem
Hause anzuvertrauen und uns unter Ihren Schutz zu stel-
len. Armer Stefan! Hätte er nur telefoniert! Aber er
wollte natürlich auch nicht einmal mehr dem Apparat
trauen. Er wollte selber gehen und Sie um den Schutz
Ihres Hauses angehen. Dabei ging er von der — wie ich
erst jetzt unglücklicherweise erkenne — irrigen Voraus-
setzung aus, daß wegen seines fast ständigen Aufenthalts
im Ausland: ihn kaum jemand als meinen Bruder kenne.
Ach, was er wollte, gelang ihm nicht mehr! Als er nicht
pünktlich zurückkam, wurde ich ungeduldig — und kam auf
die Idee, mich als Dame zu verkleiden und selber zu Ihnen
zu gehen, mich als Ihre Großmutter anzumelden, und mit
Ihren persönlich, Herr Jansen. . . Oh, armer Stefan! Ich
bin heil zu Ihnen gelangt — er ist es nicht! Aber jetzt er-
kenne ich erst noch eine Tragödie! Ein armes Opfer hat an
meiner Stelle den Tod von verbrecherischer Hand erlitten.
Als ich unser Quartier verließ, bestieg gerade ein Herr,
aus demselben Hause kommend — auch klein und weiß-
haarig wie ich — ein Auto. Keine hundert Meter vom
Tore weg erfolgte ein Zusammenstoß, beide Wagen wurden
zertrümmert, der unglückliche alte Mann soll verschieden
sein. Ich blieb im Gedränge unbeachtet. Wahrscheinlich
habe ich es nur dieser Verwechslung zu verdanken, daß ich
bis jetzt noch lebe."

"Ich glaube auch, Herr May. Sie mögen wohl ahnungs-
los an einigen Ihnen gelegten Todesfallen vorbeigekannt
sein. Sie haben für Ihr Leben Glück gehabt, Herr May."

German May stöhnt, dann sagt er hart: "Für alle Fälle,
hier! Man kann nicht wissen — es können auch in Ihrem
Hause noch Dinge lauern, an die wir alle nicht denken!"
"Unmöglich!"

Jedoch der seltsame Kreis schüttelt hartnäckig, wie von
einer unheimlichen Ahnung erfaßt, das Haupt. Er kringt
aus seiner Rocktasche sieben Cafeschlüssel und die zugehör-
igen Legitimationskarten hervor. "Hier!" ruft er. "Die
Nummern, die Kennworte, die Vollmachten! Es ist besser,
ich trage dies alles erst gar nicht mehr bei mir. Um sieben
Uhr früh wird Ihr Haus die Güte haben, alles an sich zu
kringen. Oh, hätte ich nur gleich an Sie gedacht! Vor die-
sem unfeligen Einfall mit den sieben Depots! Stefan, mein
armer, guter Stefan, er lebte noch!"

"In unserer Zeit, German May, kann sich nur dann ein
Mensch Außergewöhnliches erlauben, wenn er eine außer-
gewöhnliche Macht hinter sich hat; ein Unternehmen wie
unseres, eine Organisation von so weltumspannender
Größe wie unsere, ist der einzige, wahre Schutz."

"Leider! Leider! Erfinder sind immer unpraktisch in
Tagesfragen des Lebens. Das ist eine jahrtausendealte
Wahrheit!"

Jetzt endlich geht German May, von Viktor geführt.
Das eben Erlebte läßt mich nicht los. Trotz der vorge-
rückten Stunde wird noch alles von mir aufgezeichnet. Ich
weiß, es ist ein Vorspiel. — Und das Ende des Stückes?
Daran zu denken, macht mir beinahe Grauen.

II.

Mir ist nicht erlaubt, so, wie ich es gerne möchte, zum
Schlafen zu kommen.

Wie ich, in Begleitung Willys, aus dem Panzergewölbe
trete, das meine Aufzeichnungen verwahrt, steht Viktor vor
der Stahltür und meldet:

"Herr Oberstaatsanwalt Marny wartet."

"Jetzt? Wo? Was will er?"

"Ich weiß es nicht. Er hat sich in das Zimmer führen
lassen, in dem Stefan May gestorben ist."

"Gehen wir hinüber! Wir werden sehen."

"Herr Oberstaatsanwalt Marny?"

"Herr Jansen selber?"

"Bittet! Dies ist," ich deute auf meine Begleiter, "wie
Ihnen vielleicht bekannt ist, Herr Willy Borch, mein erster
Direktor — und dies Herr Viktor Bock, mein Privatsekre-
tär. Darf ich Ihnen Platz anbieten, Herr Oberstaats-
anwalt?"

Der Oberstaatsanwalt hat bei meinen Worten mit hoch-
gezogenen Brauen die beiden ihm vorgestellten gemustert.
Wir setzen uns.

"Also — das ist das Zimmer," beginnt der Beamte, "in
welchem Stefan May gestorben ist?"

"Hier! Vor diesem Schreibtisch! In den Armen Willys,
der ihn — den bereits mit letalen Vergiftungserscheinungen
Ringenden — hereingeführt hat."

"Und wo", fragt der Oberstaatsanwalt plötzlich mit
starker Betonung und fixiert mich durchdringend, "starb der
andere Bruder? Wo starb German May?"

Ich springe auf.

Willy und Viktor starren auf den Sprecher.

"Wo German May starb?" frage ich entgeistert. "Er
lebt doch noch! Er ist bei uns!"

"Er ist bei Ihnen und lebt? Gut! Zeigen Sie ihn mir!
Und lesen Sie dies, Herr Jansen!"

Er gibt mir eine Zeitung, die Einuhrmorgenausgabe
der "Stündlichen Nachrichten".

Vor meinen Augen prangt in gesperrten Lettern eine
Sensationsmeldung:

"Doppelmord im Universale-Haus!"

Bei Fred Jansen, dem Chef der "Universale Commission",
wurden gestern um 23 Uhr der kürzlich aus dem Ausland
zurückgekehrte Stefan May und wenige Minuten spä-
ter dessen Bruder German May vergiftet. German May
hat eine sensationelle Erfindung gemacht, deren patent-
lich geschützte Auswertung nunmehr der Inhaber der
"Universale Commission", Fred Jansen, allein besitzt. Die
gegenwärtige Börsenpanik steht im Zusammenhang mit
dem Doppelverbrechen. Die Verhaftung des zweifachen
Mörders steht unmittelbar bevor. Die widerrechtliche
Ausbeutung der verbrecherisch erworbenen Erfindung
wird gesetzlich verhindert werden."

"Unerhört!" ruft Willy, der zugleich mit mir die Zeilen
durchflogen hat. "Sofort Presseklage und Untersuchung!"

Er ruft in den Meldet:

"Von wem ist die Nachricht 'Doppelmord im Univer-
sale-Haus'?" Dann wendet er sich zu uns: "Einen Augen-
blick!"

Wir warten. Fast sofort antwortet der Lautsprecher:
"Presse beruft sich auf Nachricht des Zentral-Korrespon-
denzbureaus." Und nach wenigen Minuten: "Zentralbureau
beruft sich seinerseits auf Polizeibericht." Dann wieder:
"Polizei hat Nachricht nicht ausgegeben."

"Hier werden wir den Hebel einsehen", sagt Willy fin-
stern. "Ich wette, wir bringen die Gesellschaft zur Strecke!"

"Also German May ist noch bei Ihnen?" erkundigt sich
der Oberstaatsanwalt nachdenklich. "Hat er Vermutungen
über die Todesursache bei seinem Bruder?"

„Wollen Sie mit ihm selbst sprechen, Herr Oberstaatsanwalt?“ fragte ich. „Sie werden vielleicht eine Fahrte finden, wenn Sie ihn gehört haben. Er erbringt den logischen Beweis, wer die Verbrecher sind. Vielleicht bekommen wir daraus auch noch den juridischen.“

„Darf ich bitten?“

Wir gehen in das Arbeitszimmer zu German May.

Plötzlich erfährt mich eine fürchterliche Ahnung. Was, wenn German May auch tot wäre? . . . Wenn die Zeitung recht hätte! . . . Aber wie wäre denn so etwas möglich?

Ich wage es nicht, es mir auszumalen. „Unstun!“ sage ich mir — immer wieder: „Unstun!“

Der Weg in den Privattraft dünkt mir eine Ewigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Familie.

Erzählung von Bruno Richter.

Immer, wenn Onkel Wilhelm zu Karl Erkmann kam und die spärliche Behausung mit saurem Mittelte musterte, war sein stetes Wort: „Karl, war das nötig? — Sieben!“

Und Vater Erkmann flichte dann an seinen Pantoffeln herum, brummelte irgend etwas Unverständlich vor sich hin und dachte daran, daß dieser Vorwurf ja eigentlich schon sowieso nicht mehr stimme. Aber hoffentlich würden's nur acht. Falls der Himmel ein Einsehen hätte. Aber der Himmel hatte kein Einsehen. Als ob er's besser wisse. Es wurden neun. Und Onkel Wilhelm sagte dann wieder: „Karl! — Neun! — dt, — dt, —“

Das war anno zwölft.

Karl Erkmann fuhr damals als Brauereifutscher. Er und seine beiden Niesenrösser waren stadtbekannte Prachtgestalten. In aller Herrgottsfrühe trabte er mit ihnen los, daß die Funken flogen, und am sinkenden Abend erst half er ihnen aus den schweren Geschirren ins duftende Heu, wobei sie ihm die Backen beleckten.

Zu Hause aber wuchsen seine neun geliebten Orgelpfeifen auf und aßen, — aßen wie eine zapplige, hungrige Vogelbrut und mußten bekleidet werden, da sie ja leider von selbst keine Federn bekamen. Man konnte es drum schon immer nur schlecht erwarten, bis Onkel Wilhelms Einziger eines seiner feinen Anzügelein ablegte. Der Älteste, der Josef, sollte sich dann darinnen kaum bewegen, damit dieses seltene Stück möglichst noch bis zu Karl und Heinrich reichen mochte. Ja wohl, und was so der tausend Sorgen mehr waren. Ausgefangan vom ganzen Laib Brot, der kaum zu einem einzigen Frühstück erhalten wollte, bis zu Vater Erkmanns mühseliger Schuhfluckerei, bei der ihm nicht selten die Müdigkeit der Mitternachtstunde das Werkzeug aus den Händen nahm. Kein Hinter-dem-Ohr-Krachen half da. Die Sonntagsgigaren verschwanden, hernach auch der Tabak, der Braten fiel, dann auch die Butter und schließlich Vaters letzte aller Freuden, — sein heißgeliebtes Angeln. Der Mutter grüßte Freude aber war, auf alle Freuden verzichten zu dürfen. Die Kinder waren fidel und hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Alle elf. Ober alle dreizehn, denn Donar und Frigga, die beiden Pferdriesen, gehörten natürlich dazu. Alle ritten reihum auf ihnen, und der Donar stand einmal einen ganzen Sonntagnachmittag nicht auf, weil die kleine Trude zwischen seinen Beinen eingeschlossen war. Wehe dem, der etwa störend in diese verschworene Bande eingreifen wollte! Und die Alten hielten's nicht anders. Onkel Wilhelm, der zu Hause in fast ständigem Bank lebte, meinte immer wehmütig: „Kinder, daß Ihr so gar keinen Grund zum Streiten habt?“ — „Doooch“, meinte Vater Erkmann, „Grund genug, — bloß keine Zeit dazu.“ Und dabei guckte er übermütig unter den buschigen Brauen hervor die Mutter an. Die sagte nichts. Aber sie warf ihm einen Blick zu, der Bände sprach, Bände der Liebe für diesen alten, treuen Bären.

Dann socht der Vater als Landsturmmann ein paar Jahre lang gegen die Russen, und als er wiederkam, war die schwere Not des Krieges im Verheilen. Sein Josef war Zimmermann geworden, schwang das Handbeil auf manchem hohen Dach, und die Mutter sprach ein paar stille Worte, wenn sie an ihn dachte. Der Hans, blaffer geraten, ging bald darauf zum Anwalt und schrieb. Der Wilhelm wurde Gärtner und sah voller Mitleid auf Hans, die „Schreiberseel“ herab. Karl, der Maurer, stritt ewig mit Josef über die Wichtigkeit beider beim Bau. Hein-

rich, der Landwirt, war der erste, der Fachschule kosten sollte. Und die Frage war noch gar nicht ausgesprochen, als schon drei, vier Händepaare gleichzeitig in alle Taschen fuhren und schweigend und in unbändigem Stolz die erschufteten Groschen dafür auf den Tisch legten. Nur Trude heulte. Weil man ihr Zeitungsausstragegeld dazu nicht nehmen wollte. Denn nahm man's denn. Der Erich, als hochbegabt gepriesen, kam beim Stubenmaler unter. Nur Ludwig brachte Schwierigkeiten. Er war zart und eigenwillig. Bei ihm sprang Onkel Wilhelm ein. Er spendete ein altes Klavier und machte ihn zum Musikanten. Weil er gar so flehentliche Augen hatte, dieser Bengel. Die Zwillinge, Gerhard und Kurt, verschwanden bei den Schlossern und den Tischlern. Auch Tränen gab's dabei. Ein stolzer Schlosser zieht nun mal um den Preis seines Lebens nicht die alte Wolljacke eines Zimmermanns an, und das Grün einer Tischlerschürze muß natürlich ein anderes sein, als es die Gärtner haben. Sie bekamen zwei Ohrfeigen, eine blaue Bluse und eine dunkelgrüne Schürze.

Dann entliefen sie in alle Welt hinaus. „Mit den Beinen in der Fremde, mit dem Herzen daheim“, war einstmals schon des Vaters alter Wanderpruch, und darum fehlte auch der Josef, als man an einem trüben, stillen Novembertag die Mutter begrub. Er war in Italien und fand ein frisches Grab vor, als er wiederkehrte.

Frühzeitig wurde die Trude Witwe, und der Karl verunglückte. Zwei der Brüder wurden im Kampf um ein neues Reich in den Reihen der deutschen Freiheitsbewegung verwundet. Dem Josef gelang es, das Baufach zu studieren, und der kleine Kurt wurde Autofonstruktur. Vergessen war der Traum, ein großes Nest zu sein, und das Leben wurde bescheidener und stiller. Um alle. Nur dem Heinrich geßah einmal etwas, was man außergewöhnlich nennen konnte. Sein Betriebsführer, ein alter Landwirt, bot ihm in ehrlicher Freundschaft ein ererbtes Restgut von dreihundert Morgen an. Bot es ihm lächerlich billig an. Wenn er's übernehmen wollte. Und könnte! Aber eben in diesem Können lag der Grund begraben, wie beide meinten. Dem Heinrichs Freundsprünge wurden zum nutzlosen Achselzucken, als er die gewirtschaftete Klütche sah. War es denn möglich, Baulichkeiten, Maschinen und Geräte derart verkommen zu lassen? Ratlos sah sich's auch sein alter Gönner mit an: „Ja, Erkmann, 'n schlechtes Gut is nicht besser. Jader und Bieh ging ja, aber täuschle Sie sich nicht über diese aschgrauen Landwerkerkosten hinweg! — Hier gibt's keine ganze Tür und keine Maschine, die läuft, nur zerprüngene Fenster und abgefallenen Putz, — aber mit Barem kann ich Ihnen auch nicht dienen, — Sie wissen's ja.“

„Acht Tage Zeit, Herr Wesemann!“

„Aber ja, Erkmann, achtzig!“

Und der Heinrich lief fiebernd heim an jenem Abend. Teufel auch! Hier vielleicht und nie sonst wieder. Zitternd wurde gerechnet. Morgens, am Abend, zur Nacht. Dann fuhr er zu Hans hinüber, und es planten, entwarfen küstelten und grübelten beide, bis die Bleistifte rauchten. Etwas langfristiges Kapital hatte Hans zur Hand. Alles Notarielle gab er umsonst. Weiteres war zu borgen. Beiden schlug das Blut in die Köpfe. Heinrich raste davon. Fanatisch und zäh. Im Februar auf eisigen Straßen mit einem ausgedienten Motorrad. Fuhr zu allen. Reihum. So wie sie einst auf Donar ritten. Redete, rechnete, beschwor! Wenn alle hier selbstlos wären wie die Engel — wenn! Ein Jahr umsonst hieß die Lösung. Nur Gerhard wollte nicht. Da wurde der Vater hingeschickt, und Gerhard legte seinen Hobel beiseite und sagte ja. Trudes Mädels packten schon, als sie nur hörten, es ginge auf's Land. Ludwig aber, der arm in der Weltstadt von zerfallenen Künstlerträumen zehrte, meinte: „Was sollte ich bei euch? Ich hindere nur.“ — „Da spielste, Mensch, damit wir anderen lustig werden.“ Da packte auch Ludwig.

Kurtchen, der Monteur, trudelte als erster ein. „Ohne mich mach'r Quatsch, Kinder!“ — sagte er, reparierte im Handumdrehen zwei Lastwagen und holte die ganze Sippschaft persönlichst 'rau. Aus den Neunen waren siebzehn geworden. Josef und Karl hatten's zu Technikern gebracht. Sie sahen, prüften, maßen, holten Beil und Kelle hervor wie einstmal's und legten los, daß die Mauern zitterten. Wilhelm zerrieb die Erde zwischen den Fingern und meinte nur: „Spargel!“ Die Trude regierte und traktierte die Küche. Was sagte, hobelte, dielte und verglaste, was polierte, strich, schiff und feilte dort nicht alles in diesen ersten Wochen des Frühjahrs! Seitab stand Erich, der Maler, kniff die Augen zu und grübelte

über die drei Haupttöne, in die er das Ganze zu tauchen gedachte: schiefergrau, dunkelbraun und kobaltblau.

Hell glühten die Augen und rascher pochten die Pulse. Die uralte Freude, schafften zu dürfen, was Bestand hat, durchdrachte alle und alles, was dort geschah. Und Freude macht gut. Güte aber wieder wärmt wie ein Feuer und verbreitet sich ebenso gern. Die wenigen Arbeiter, die noch in trauriger Hoffnungslosigkeit auf dem Gut saßen, verschmolzen rasch mit dieser neuen Schar. Ja, sogar die Umgebend gewann davon. Die Zuversichtlichen wurden bestärkt, die Zweifler schwiegen, und auf die Klatschenden hörte man weniger. Viel tat hierbei Ludwig, der ehemals Nutlose. Die Umgebung hatte ihn entdeckt. Schon war keine Festlichkeit ohne ihn denkbar. Die ersten Schüler liefen ihm zu. So zahlreich und so sehnsüchtig nach seiner Musik, wie er's in den Städten nie zu hoffen wagen durfte. Wenn er dann, angesichts der stillen Wälder, an so vielen weltvergessenen Sommerabenden die Klänge der Brösten in unverbildete Gemüter senken durfte, dann war ein schöneres Glück für ihn undenkbar. Gab es überhaupt auch nur ein ähnliches?

Höchstens dort hinten am Waldrand noch. Zwischen den beiden Leichen. Dort konnte Vater Erkmann tun, was er seit Jahren entbehren mußte, damit dies alles hier erstehen konnte. Er angelte. Silberhaarig, aber aufrecht wie ebenedem. Wenn dann Dunkel Wilhelm vereinsamt zu ihm trat, sagte er milde: „Na, siehste's Wilhelm, wozu so viele gut sind?“

Gegen üble Launen hilft Chemie.

Ist Übelläunigkeit überhaupt eine Krankheit? Die meisten Menschen werden sich wahrscheinlich darüber noch keine Gedanken gemacht haben und die Gründe für ihre Gereiztheit und Empfindlichkeit ganz wo anders gesucht haben. An sich selbst und an die chemische Zusammenfassung ihres Blutes haben sie bestimmt nicht gedacht.

Dafür sind nun die Ärzte mit dem ganzen modernen Rüstzeug ihrer Wissenschaft einmal vorgegangen, um herauszubekommen, ob schlechte Laune eine Krankheit ist, die zur Behandlung des Arztes gehört. Es handelt sich um durchaus ernst zu nehmende Untersuchungen, über deren Ergebnisse nunmehr Dr. W. Braun in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ eingehenden Bericht erstattet. Er ist nicht nur für die Ärzteschaft selbst von Bedeutung, auch die „übel gelaunten Laien“ werden zu ihrem Trost und ihrer Freude daraus manches lernen können, wie sie sich hinfort nicht nur ihrer Umwelt, sondern auch sich selbst nicht mehr zur Last fallen.

Dr. Braun erzählt zunächst von den Forschungen eines Herrn Hoff, der an einer Reihe von Versuchspersonen verschiedene Diätstudien vornahm. An einigen Tagen überwog der saure Anteil in der Nahrung, an anderen der alkalische. Die Versuchspersonen berichteten übereinstimmend, daß sie an den sauren Tagen niedergeschlagen, zerfahren und müde gewesen wären, während sie an den alkalischen Tagen infolge einer inneren Beschwingtheit und Gehobenheit sich und die Welt in rosigster Gloriole ansahen. Die Versuche sind dann weiter an Sportlern fortgesetzt worden. Da man bereits wußte, worauf es ankam, nämlich gewisse Säuren, die eine giftige Wirkung entfalten und vor allem die Muskelstätigkeit lähmen, zu neutralisieren, wurden die Ermüdungsgifte mit chemischen Mitteln verringert und beseitigt. Es gelang in der Tat, die auf diese Weise behandelten Sportleute zu besseren Leistungen zu bringen, als sie sie vorher aufzuweisen hatten, bevor sie den toten Punkt überwandten. Es stand also fest, daß eine Überfäuerung des Blutes die Grundlage für schlechte Laune und Müdigkeit abgibt.

Daß es durchaus möglich ist, eine chemische Um Stimmung des Gemütes herbeizuführen, weist Dr. Braun in der erwähnten medizinischen Fachschrift an einer Reihe von Beispielen nach. Die neue wissenschaftliche Entdeckung ist namentlich für die Frauen von großem Wert, die an ihren schlechten Tagen sich über Dinge aufregen, die nicht des Handumdrehens wert sind, völlig unbegründet in Tränen ausbrechen oder sogar streitsüchtig sind. Ihnen kann jetzt geholfen werden. Ein paar Teelöffel neutralisierender chemischer Medizin, und der Griefrieden ist vor jeder Gefahr gesichert. Die neue Heilbehandlung ist sogar bei Dauerzuständen erfolgreich gewesen. Diese Feststellung ist

um so wichtiger, als manche Menschen, die unbewußt unter ihrer üblen Laune leiden, später, wenn sie erkannt haben, daß auch ihre nächste Umwelt in Mitleidenschaft gezogen wird, in krankhafte Melancholie verfallen.

Ihnen allen kann also geholfen werden. Gute Laune durch Chemie. Und da auch die Männer von der Überfäuerung des Blutes nicht immer ganz frei sein dürfen, wäre es g. r nicht so unangebracht, daß auch sie sich belassen mit der Neuerrungenschaft der Medizin bekanntmachen.

Bunte Chronik

Schminke uralt!

Daß die Frauen schon in vorjüngstlichen Zeiten ähnliche Verschönerungsmittel angewandt haben wie heutzutage, bestätigen die Ausgrabungen, die in den Ruinen der uralten Stadt Ur in Chaldäa gemacht wurden. Die sumerischen Frauen, die sich 3500 Jahre v. Chr. die Königin Schub-Ab auf dem Gebiet der Mode zum Vorbild nahmen, hatten kohlschwarzes Haar, eine leicht gebogene Nase und einen kleinen Mund. Die Lippen wurden rund gemalt, die Augenbrauen wurden mit schwarzer Tusche gestrichen, und um die Augen zog man einen grünen Strich. Es war also dieselbe Art, auf welche die heutigen Schauspielerinnen ihren Augen einen tieferen und geheimnisvolleren Ausdruck zu verleihen pflegen. Die Schminke, die damals gebraucht wurde, war von roter, weißer, grüner, schwarzer und gelber Farbe. Die Königin Schub-Ab und ihre Hofdamen flochten goldene Bänder in ihre Haare, an welche goldene Blumen und Edelsteine angeheftet wurden. Auch Puderboxen waren in Gebrauch: sie wurden aus Perlmutter hergestellt. Die Frauen der Stadt Ur benutzten also vor 5000 Jahren fast dieselben kosmetischen Mittel, wie die heutigen Töchter Eva's.

Lustige Ecke

Der Grund.



In den Ferien. „Nun bin ich also gezwungen, während der restlichen Urlaubszeit meiner Frau im Restaurant zu essen!“

Guter Rat.

„Was Ihnen fehlt, mein Sieber, ist einfach Bewegung. Ich rate Ihnen, täglich nach der Berufsarbeit mindestens noch zwei Stunden spazieren zu gehen. Was sind Sie denn von Beruf?“

„Briefträger...“